Der Hahn und der Edelstein.

Aus dem Hebräischen von Berachja ben Nitronai*) übersetzt von Julius Landsberger.

Von Weisheit wendet ab sein Aug' der Thor,
Er ziehet dem, was gut, das Schlechte vor.

Einst stand auf Schutt, gebracht zu Hauf',
Ein Hahn und wühlte ihn auf,
Grub mit den Füßen, nach Hühner Weise,
Nach Würmern und andrer Speise. —
So fand er einen Stein von hohem Werte,
Und da er nicht länger zu graben begehrte,
Sprach er, ich hoffte auf guten Fund,
Auf einen Wurm für meinen Mund,
Da fand ich dich, o Edelstein!
Doch wie kannst du mir von Nutzen sein?

Wahrlich, prächtig ist dein Blitzen,
Stolz wär' der Reiche, dich zu besitzen;
Dann bildete dein Glanz einen Strahlenkranz.
Jetzt treten in den Kot dich Armen
Meine Füße ohne Erbarmen;
Denn ohne Wert bist du für mich,
Ein Würmchen liebt ich mehr als dich;
Dies würde mich vor Hunger schützen,
Wie aber sollt' ein Diamant mir nützen?

Dies Gleichnis ist zu deuten,
Daß man begegnet Leuten,
Die solche geringschätzig betrachten,
Die höher sind als sie zu achten.
Verschmähend das Gute, huldigend dem Schlechten,
Wenden sie ihr Auge vom Gerechten:
Nahen ihm nur in der Not, die ihnen droht.
Doch lehrt ein Spruch des Weisen schon:
„Selbstverderben ist des Verächters Lohn".

Mein Gedicht, — das spricht:
Wie sich der Hahn vom Diamant gewandt,
Den er im Straßenkot erblickte,
So wendet sich der Mensch im Unverstand
Vom Rat, den ihm die Weisheit schickte.
Dies Uebel packt sein Herz mit starker Hand
Und läßt nicht los, wenns einmal drückte.
Geschmäht wird, wer Versuchung widerstand,
Wer würdig sich mit Tugend schmückt.
Zum Festkleid wird das schmutzige Gewand,
Vernünftig heißt nur der Verrückte.
Gleich hartem, goldumfaßten Diamant
Gilt Kalkstein jetzt, der leicht zerstückte.

---

*) Berachja ben Nitronai lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Nordfrankreich.

Biblische Lebensbilder.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. M.

III. Abraham.

Nach der Sündflut hatten sich die Menschen rasch vermehrt und über die Erde zerstreut. Hierdurch entstanden Völkerschaften, die sich bald nicht nur in der Sprache, sondern auch in ihrer ganzen Lebensweise, in Sitten und Gebräuchen unterschieden. Aber auch die Kenntnis von Gott wurde immer geringer bei ihnen, und sie versanken zuletzt in Aberglauben und abscheulichen Götzendienst.

Am reinsten hatte sich die Kenntnis und Verehrung Gottes noch unter den von Sem abstammenden Geschlechtern erhalten, aber auch sie waren nicht frei von Götzendienst geblieben. Heißt es doch Josua 24,2: „Und Josua sprach zum ganzen Volke: So spricht der Ewige, der Gott Israels: Jenseits des Stromes wohnten eure Väter von alters her, bis auf Terah, welcher der Vater Abrahams und Nahors war, und sie dienten andern Göttern."

So beschloß denn Gott, sich ein Volk zu erziehen, welches den Gottesglauben rein erhalten und dadurch zum Segen für alle anderen Völker werden sollte. Der Stammvater dieses Volkes aber sollte A b r a h a m werden. Zu ihm sprach Gott: „Ziehe hinweg aus Deinem Vaterlande und von Deiner Verwandtschaft und von Deinem Vaterhause in das Land, welches ich Dir zeigen werde. Ich werde Dich zu einem großen Volke machen: Du sollst ein Segen sein: ich werde segnen, die Dich segnen, und wer Dir flucht, dem will ich fluchen; mit Dir werden sich alle Geschlechter der Erde segnen", d. h. durch Dich werden alle Geschlechter der Erde Segen empfangen. Dieser Segen, der dem Abraham noch öfter bei bedeutungsvollen Zeitpunkten wiederholt wird, erhalten später auch Jsaak und Jakob. Aber merket wohl: Obgleich Gott den Abraham und seine Familie auserwählt und besonders begnadet, so will er doch nicht bloß ein Familiengott oder nur der Gott des Volkes Jsrael sein, sondern er denkt zugleich an a l l e Menschen; denn der Segen, der von Abraham ausgeht, soll a l l e n Geschlechtern zugute kommen; das Licht der wahren Gotteserkenntnis, die Religion Jsraels soll einst noch a l l e n Menschen zuteil werden. Aus der Familienreligion ist später eine Volksreligion geworden und soll dereinst noch eine Weltreligion werden. So liegt in dieser dem Abraham gegebenen Verheißung schon das Ziel ausgesprochen, welches nicht nur Jsrael, sondern alle Menschen erreichen sollen und an das die Propheten später so oft erinnert haben.

Abraham bewies durch seine ganze Lebensführung, daß er für diese Absicht Gottes der rechte Mann war, und darum kann er für alle Zeit unser Vorbild sein.

Gläubig und voll Gottvertrauen zieht er, 75 Jahre alt, aus seiner Heimat Ur-Kasdim (in Babylonien) nach Kanaan; ihn begleiten sein Weib Sara, sein verwaister Neffe Lot und alle sonstigen zu ihm gehörigen Personen und seine zahlreichen Herden. In Kanaan empfängt er von Gott die Zusage, daß seine Nachkommen das Land Kanaan besitzen werden. Alles dieses glaubt Abraham, obgleich er selbst 75, und seine Frau 65 Jahre alt sind, also recht wenig Hoffnung haben durften, überhaupt noch Kinder zu bekommen. Er durchzog nun dieses Land von Norden nach Süden und errichtete auf seinen Zügen so manchen Altar zu Ehren Gottes. Aber eine Hungersnot zwang ihn bald, das Land zu verlassen und nach dem kornreichen Ägypten zu ziehen, von wo er indes bald wieder nach Kanaan zurückkehrt. Hier kam es nun mit der Zeit zu hellen Streitigkeiten zwischen den Hirten Abrahams und denen des Lot, da sie beide viele Herden hatten und die vorhandenen Weideplätze für beide nicht ausreichten. Da sprach Abraham, der als der ältere auch der nachgiebigere war: „Laß doch nicht Streit sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind ja Brüder (d. h. brüderlich verwandt). Liegt nicht das ganze Land vor Dir? So trenne dich doch von mir! Willst Du zur Linken, so wende ich mich zur Rechten; willst Du aber zur Rechten, so wende ich mich zur Linken." Edelmütig läßt also Abraham dem jüngeren Neffen die Wahl, und nur Frieden zu bekommen; der wahrhaft Fromme ist immer friedfertig. Lot zieht hierauf in die schöne und fruchtbare Gegend von Sodom, während Abraham nach Hebron zieht, wo er sich niederläßt und einen Altar erbaut. Es soll gewiß eine Belohnung für seine Friedfertigkeit sein, wenn Gott gleich nach dem Wegzuge Lots dem Abraham die Verheißung wiederholt, er wolle seine Nachkommen zahlreich machen und ihnen das ganze Land Kanaan zu dauerndem Besitze geben.

So friedlich Abraham war, so war er doch nicht feige und sogar zum Kriege bereit, als es sich darum handelte, dem Lot beizustehen. In einem unglücklichen Kriege nämlich waren Sodom und 4 benachbarte Städte geplündert und die Einwohner als Gefangene fortgeschleppt worden: unter ihnen auch Lot. Als Abraham dies erfuhr, bewaffnete er seine Leute, 318 an der Zahl, und zog mit einigen Bundesgenossen den Feinden nach, überfiel sie in der Nacht, nahm ihnen die Leute ab und befreite die Gefangenen. Als er heimkehrte, sprach der König von Sodom zu ihm: „Gieb mir nur meine Leute wieder, die übrigen Leute magst Du behalten." Aber Abraham hat sich niemals etwas schenken lassen. Er hatte nur seinen Neffen befreien, nicht aber durch einen Kriegszug sich bereichern wollen; und von dem Könige der gottlosen Sodomiter wollte er vollends nichts annehmen. So zeigt Abraham hier nicht nu die Treue gegen seinen Verwandten, sondern auch seine Uneigennützigkeit.

(Schluß folgt.)

In des Königs Rock.

Erzählung von J. Herzberg.

Verfasser der preisgekrönten Erzählung „David und Jonathan.“

 (Fortsetzung)

Von der festen Zuversicht erfüllt, die Vorgesetzten würden auf sein religiöses Empfinden auch bei der Eidesleistung Rücksicht nehmen und ihn nicht zwingen, in einem christlichen Gotteshause die heilige Handlung zu vollziehen, begab sich Hochfeld in die Kantine, um das Frühstück einzunehmen.

Wollt ihr, freundliche Leser, einen Blick in die Kantine werfen, so begleitet mit mir unsern Hochfeld dorthin. Gewöhnlich hat jedes Bataillon seine Kantine, die von Soldaten verwaltet wird, welche hierzu abkommandiert werden. Hier ist alles zu haben, was der Soldat nur braucht, und zwar für billiges Geld. Hat er Hunger oder Durst, hier kann er die Bedürfnisse des Magens befriedigen, braucht er einen Putzstock, Wichse, Putzpomade, Kreide oder Fußlappen, Zwirn oder sonst irgend etwas — hier findet er alles, natürlich, wenn er mit seiner Löhnung haushälterisch umgeht, oder wenn er von seiner fürsorglichen Mutter oder liebevollen Schwester einen kleinen Zuschuß erhalten hat und er sich zunächst das Notwendigste, dann das Nützliche und erst zuletzt das Angenehme anzuschaffen weiß. Außer den Dienststunden herrscht hier tagsüber ein gar reges Leben und Treiben. Der eine Soldat ruft ungestüm nach einem Glas Bier, um seine durstige Kehle zu feuchten; ein anderer verlangt Butter, um seinem Kommißbrot den Weg nach dem Magen zu erleichtern, ein dritter begehrt Werch für seinen Putzstock, und so werden zu gleicher Zeit die mannigfachsten Wünsche laut, die aber alle befriedigt werden, sobald der Soldat „warten gelernt“ hat.

Die Kantinen werden sorgfältig überwacht, und von Zeit zu Zeit kommt ein Offizier dorthin, um sich von der Güte und Preiswürdigkeit der verabreichten Waren und davon zu überzeugen, ob die auf einem an der Wand hängenden Verzeichnis angegebenen Preise auch innegehalten werden.

Eben hatte sich Hochfeld ein Glas Bier reichen lassen, als plötzlich ein durchdröhnendes „Achtung!“ erscholl. Im Nu war das wirre Durcheinander verstummt, und in strammer Haltung blickten alle nach der Thür, durch die soeben der Major eingetreten war.

„Rührt Euch“, sagte er mit volltönender Stimme, nachdem er seinen musternden Blick über den Kantinenraum und dessen Insassen geworfen; dieses von den Soldaten so gern vernommene Commando brachte wieder Leben und Bewegung in die Gesellschaft. Der Major durchschritt langsam den Raum, hier nahm er dieses, dort jenes in Augenschein, den einen Soldaten fragte er ob ihm die Wurst schmecke, den andern, ob seine Löhnung noch zu einer

Cigarre ausreiche. In leutseligster Weise bewegte er sich unter den Mannschaften, bis er vor Hochfeld stehen blieb, dem er wohl angesehen haben mag, daß er ein Neuling in der Kantine war.

„Schmeckt Ihnen das Bier, mein Sohn?" — fragte herablassend der Major.

„Ich danke, Herr Major", antwortete Hochfeld in militärischer Haltung, die aber trotz der Mühe, die sich Hochfeld gab, doch den rechten „Drill" vermissen ließ. Eine Weile betrachtete der Major den Angeredeten, dem er es wohl anmerkte, daß er einen Wunsch vortragen wollte.

„Nun, mein Sohn, wünschen Sie etwas von mir?" fragte der Offizier.

„Herr Major," begann Hochfeld mit fester Stimme, „ich bin gestern als Ersatzrekrut eingestellt worden und soll heute in der Marienkirche den Fahneneid leisten. Da ich Jude bin, kann ich diesen Eid nicht in einem nichtjüdischen Gotteshause schwören."

Erwartungsvoll hatte der Sprechende auf seinen Vorgesetzten geblickt, dessen Gesicht allmählich eine freundliche Miene annahm, und, Hochfeld auf die Schulter klopfend, sprach er; „Brav, mein Sohn, solcher Freimut und solch entschlossenes Eintreten für den Glauben berührt mich aufs wärmste. Möchten doch alle Ihre Glaubensgenossen in meinem Bataillon in solcher Weise für ihre Religion eintreten. Ich bin stets gern bereit, auf ihre Glaubenssatzungen möglichst Rücksicht zu nehmen! Nun, Ihr Wunsch ist bereits erfüllt, noch ehe Sie ihn ausgesprochen haben. Wegen der geringen Zahl der den Fahneneid Schwörenden habe ich angeordnet, daß der Akt der Eidesleistung auf dem Kasernenhofe vorgenommen werde, wobei dem religiösen Bekenntnis des Einzelnen Rechnung getragen werden soll."

Wer beschreibt die Freude, die Hochfeld bei dieser Mitteilung empfand! Was er kaum zu hoffen wagte, war ihm über alles Erwarten hinaus gelungen. Nicht nur sah er seinen Wunsch erfüllt, sondern er durfte auch des Wohlwollens seines hohen Vorgesetzten sicher sein. Ja, Treue zum Glauben findet immer ihren Lohn.

Der heilige, bedeutungsvolle Akt der Eidesleistung war bald vor sich gegangen. Die Eidesformel ist für alle Schwörenden dieselbe. Nur der Schlußsatz ist der einzelnen Confession angepaßt.

VII. Kapitel.

In der Laubhütte.

Das schöne „Fest der Hütten" hielt seinen Einzug. Hochfeld begrüßte dieses Fest mit doppelter Freude. Er konnte nicht allein während den Festtage den Zwang, den ihm die militärischen Dienstpflichten auferlegten, von sich werfen und frei sich bewegen, — denn seinem Gesuch um Befreiung vom Dienst

während der Festtage wurde bereitwilligst entsprochen — es war ihm auch vergönnt, diese264eszeit im Kreise guter Menschen zu verleben. Mit seinem Hauswirt begab sich Hochfeld ins Gotteshaus, um dort in Andacht das Fest zu begrüßen.

Das Gotteshaus, das er betrat, war ehemals nicht zu dem Zwecke erbaut worden, dem es jetzt diente. Vor Zeiten war das ganze altertümliche Gebäude ein Kloster, in dem Barfüßlermönche wohnten, weshalb der altersgraue Bau „Barfüßlerkloster" genannt wurde.

Im rechten Flügel war in der oberen Etage ein großer Raum zum Abhalten des Gottesdienstes hergerichtet worden. Unwillkürlich erfaßte Hochfeld eine andachtsvolle Stimmung beim Betreten des von unzähligen Kerzen erleuchteten heiligen Raumes. Nach und nach hatten sich die Reihen mit frommen Betern gefüllt. Feierliche Stille herrschte allüberall, und eine ernste Festesstimmung lag auf jedem Angesichte ausgeprägt. Nichts störte die Andacht der Versammelten. Jeglicher schien sich dessen bewußt, daß er an einem heiligen, geweihten Orte sich befinde, fern vom geräuschvollen Getriebe der Außenwelt. Anstand und Würde zeigten sich allerorten. Eben begann der Vorbeter, gehüllt in seinen herabwallenden weißen Gebetmantel, das Festgebet, alle zum Preise des Höchsten auffordernd. Tief bewegt antworteten die in Andacht Versammelten.

Das Auge, vor wenigen Augenblicken noch verschleiert, scheu ausblickend, schaut jetzt verklärt, leuchtend und vertrauensvoll zum Allvater droben empor! Hier stehen sie alle, alle, die beladenen Herzens sind und nur des Lebens eisige Kälte an sich erfahren haben, aber auch alle, denen des Glückes Sonne ihre erwärmenden und belebenden Strahlen unausgesetzt sendet. Hier fühlen sich alle erwärmt, und wo ein kalter Reif das Herz umfangen hält, hier weicht er der Inbrunst des Festgebetes!

Und inmitten all der Frommen stand auch Hochfeld, das Herz voll der widersprechendsten Gefühle, kämpfend, ringend um eine Antwort auf bange Fragen, um die Lösung eines geheimnisvollen Räthsels.

Auch er hatte dem Allvater droben etwas anzuvertrauen, auch er hatte vor ihm ein übervolles Herz auszuschütten, und er richtete aus den verborgensten Kammern seines Herzes heraus ein inbrünstiges Gebet zu ihm empor, ein Gebet, wie ein solches nie zuvor über seine Lippen geflossen:

Er flehte, daß der Allgütige, der Lenker des Geschickes, das Rätsel, vor dem er stand, zum Guten lösen, daß Er auch über ihn „die Hütte des Herzensfriedens" ausbreiten möge!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Gottesdienst war beendet. Ernst und in feierlicher Stille verließen die Andächtigen den gottgeweihten Raum, in dem eine so große Wandlung mit ihnen vorgegangen, um ihrer gemütlichen Häuslichkeit entgegen zu wandern.

Auch Hochfeld ging an der Seite des Herrn Goldstein dessen Behausung zu. Sie begaben sich jedoch nicht ins Wohnzimmer, sondern auf den Hof. Dort fand Hochfeld zu seiner freudigen Überraschung eine festlich hergerichtete Laubhütte vor, deren Thür weit zu seinem Empfange geöffnet stand und aus deren Innern ein hellstrahlender Lichterglanz ihm ein „Willkommen zum fröhlichen Feste" bot.

Als Herr Goldstein die freudige Überraschung vom Gesichte seines Gastes las, rief er aus:

„Ich sehe, der Zweck ist erfüllt. Diese Vorkehrungen sollten Ihnen, lieber Freund, in Wirklichkeit eine Überraschung bieten.

Hochfeld vermochte kaum für solche Aufmerksamkeit einen Dank zu stammeln, eine so tiefe Rührung hatte ihn erfaßt. Wie lange war es her, seitdem er in einer solchen Hütte geweilt. Seit der Zeit, da er aus der trauten Heimat geschieden, hatte er eine solche Einrichtung entbehren müssen, die das jüdische Gemüt so sehr erhebt und den Israeliten an seine menschliche Schwäche und Gebrechlichkeit, aber auch an seine Opferpflicht laut gemahnen soll.

Klar und deutlich traten im diesem Momente liebliche Bilder aus der Knabenzeit vor seine Seele; er fühlte sich plötzlich im Geiste um ein Jahrzehnt zurückgesetzt, liebe, treue Seelen des Heimatsortes gegenüber stehen. Auch er war einst mit seinen Alters- und Schulgenossen unmittelbar vor diesem Festtage in Feld und Wald gezogen, um frisches Grün zur Ausschmückung einer ähnlichen Hütte herbeizuholen. Auch er hatte in Gemeinschaft mit ihnen mit kunstfertiger Hand die verschiedenartigsten Zierate geschaffen, um die Hütte damit auszustatten.

Auch die Hütte, die er jetzt betrat, war von kundiger Hand aufs schönste geschmückt. An den Wänden hingen verschiedene Bilder, die religiöse Stoffe darstellten. Hier war die „Opferung Isaaks", dort „Daniel in der Löwengrube" bildlich vorgeführt. Auch jenes Bild, auf das der Israelit, bevor er sein heiligstes Gebet zu verrichten beginnt, den ersten Blick wirft, um sich zu vergewissern, ob er auch mit dem Gesichte nach „Osten" gewendet steht, — „Misrach" — fehlte nicht. Sämtliche Bilder waren von bunten Kränzen umrahmt. Über dem Eingang war ein Schild angebracht, auf dem ein von kunstfertiger Hand gezeichnetes „Mogen David" stand. In diesem prangten in bunten Farben die Worte:

„Und breite aus über uns die Hütte deines Friedens!"

In der Mitte der Hütte war ebenfalls ein „Mogen David" angebracht. Dieser war geschickt aus Stäben gefertigt, die mit kunstvoll geschnittenem bunten Papier umwickelt waren. Die sechs Ecken waren mit bunten Schleifen und roten und weißen Georginen geschmückt, zwischen den Ecken hingen vergoldete Äpfel und Nüsse herab. Inmitten dieses „Mogen Davids" hing

von der Decke herab die in hellem Glanze strahlende siebenarmige Sabbatlampe, eine jener Zeuginnen alten, echt jüdischen Familienlebens, die leider an Zahl immer geringer werden und meistens längst schon da sind, wohin die gar zu oft die Pietät für altjüdisches Leben verleugnende und verletzende Neuzeit sie geworfen, — in der Rumpelkammer! —

Zum ersten Male seit langer, langer Zeit wehte Hochfeld der belebende und erquickende Festtagsodem wieder warm an; die Sabbatlampe hatte sein Gemüt aufs tiefste bewegt. Wie oft schon hatte er sich nach ihr vergebens umgeschaut. Ohne sie wäre ihm ehemals ein Sabbat, ein Fest unmöglich gewesen. —

Auch diese Sabbatlampe, die er jetzt erblickte, war nahezu das getreue Abbild derjenigen, die noch aus seiner ersten Jugendzeit seinem geistigen Auge vorschwebte. An einem reichverzierten Haken hing eine zierliche Krone, an dieser ein mit Zieraten geschmücktes Oval, und an diesem erst hing die eigentliche Lampe, an deren sieben Armspitzen die Lichtlein lustig flackerten und ihm den Festesgruß zu bieten schienen. Unter dieser Lampe prangte wieder eine Krone, an der schließlich ein spitzer, viereckiger Knopf hing.

Unter der Sabbatlampe stand der festlich gedeckte Tisch. Die Sabbatbrote, über welche eine buntgestickte Decke, die Kiddufschdecke, ausgebreitet lag, sowie auch ein mit funkelndem Wein gefülltes Fläschchen und ein silberner Pokal kündeten den Sitz des Hausherrn an. —

Am Tische saßen Mutter und Tochter in tiefer Andacht vor einem Gebetbuche.

Das Buch, aus dem die Tochter betete, war eins von jenen Exemplaren, die man heute schon zu den alten Erbstücken zählen kann; es war umfangreich und deutete auf ein hohes Alter hin. Es erregte aber sofort Hochfelds besondere Aufmerksamkeit, denn es hatte seltsamer Weise mit demjenigen alten Gebetbuche, das sich in seinem Besitze befand, eine unverkennbare Ähnlichkeit! — Beim Eintritte der Herren erhoben sich Mutter und Tochter, denselben ein „vergnügtes Fest" bietend. Letztere näherten sich alsbald dem Vater ernst und gemessenen Schrittes, den üblichen Segen zu empfangen, der da lautet: „Es lasse der Herr Dich werden wie die frommen Stammmütter Sara, Rebecka, Rahel und Lea!" Dann näherte sich der Hausherr dem für ihn bestimmten Sitze, füllte den Pokal und sprach, diesen erhebend, das Festweihegebet, an das er unmittelbar ein inniges Dankgebet knüpfte dafür, daß der Herr ihn abermals gewürdigt, mit seinen Hausgenossen in Frieden und Wohlsein in der Hütte weilen zu dürfen. Nachdem hierauf noch der Segensspruch über die Festbrote gesprochen worden war, begann die Mahlzeit, die durch eine angenehme Unterhaltung gewürzt wurde. Im Verlaufe derselben wandte Herr Goldstein sich an Hochfeld:

„Nun, sagen Sie mir, lieber Freund, wie gefällt Ihnen unsere Sukka?"

„Sehr gut", entgegnete Hochfeld, „ich bewundere Ihre Geschicklichkeit im Anordnen all dieser Schönheiten, die dem Auge wie dem Herzen so wohl thun."

„Der größte Teil dieser Anerkennung gebührt meiner Tochter", bemerkte der Hausherr, auf diese deutend.

„Mein Fräulein," fuhr Hochfeld fort, sich an die junge Dame wendend, „mich setzt weniger ihr hoher Sinn für Schönheit in Staunen, denn einen solchen muß ich schon bei Ihnen voraussetzen, als vielmehr Ihr Interesse für die Sache selbst."

„Wissen Sie," entgegnete das junge Mädchen, „offen gestanden, das ganze Arrangement sollte für Sie eine Überraschung sein. In Ihrer Stellung ist es doch für Sie erforderlich, daß Sie Gelegenheit finden, ganz nach den Vorschriften unserer Religion leben zu können. Wir hatten in unserem ehemaligen Wohnorte alljährlich eine Laubhütte hergerichtet. Diese hier ist bei der Kürze der Zeit nur flüchtig zusammengestellt, doch denke ich, wird sie auch in diesem Zustande ihren Zweck erfüllen. Mir gewährt sie eine herzliche Freude, und das Fest hat für mich, nachdem ich seit langem eine solche Hütte vermißt habe, eine viel höhere Bedeutung.

„Auch für mich hat das gegenwärtige Fest eine höhere Bedeutung, denn je. Haben sie doch unbewußt durch Ihre zarte Aufmerksamkeit ein gar schönes Stück meines Lebens sich wieder verjüngen lassen. Denn erfahren Sie, daß ich, seitdem ich meine Heimat verlassen, eine rituell hergerichtete Hütte entbehren mußte, denn überall, wo ich seither weilte, beobachtete man dieses Religionsgesetz leider gar nicht, obwohl es die gleiche Befolgung von uns fordert, wie jedes andere Gesetz. Zudem haben Sie die Zeit meiner ernsten Jugend wieder lebendig in mir zurückgerufen."

„Wo ist denn Ihre Heimat?" fragte Almas Vater.

„Mein Heimatsort ist Z., ein Städtchen von dreitausend Einwohnern."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Leider bin ich vaterlos."

„Und Ihre Mutter?" fragte die Hausfrau teilnahmsvoll.

„Sie ist seit meinem zweiten Lebensjahre verschollen."

„Haben Sie ein Lebenszeichen von ihr erhalten?"

„Niemals. Alle Bemühungen zur Erforschung ihres Aufenthaltortes blieben erfolglos. Das Einzige, das ich von meiner verschollenen Mutter besitze und das ich als teures Andenken an sie hoch in Ehren halte, ist ein altes Gebetbuch und ein Ring."

„Wo verlebten Sie denn Ihre erste Jugendzeit?"

„Im Hause lieber, treuer Nachbarsleute, die bestrebt waren, mir nach Möglichkeit die verlorene Elternliebe zu ersetzen."

„Leben diese noch?"

„Nein, sie starben leider vor wenigen Jahren. Sie waren die Einzigen, die in der Welt mir nahe gestanden. Auf sie vereinigte sich denn auch all die Liebe, deren mein jugendliches Herz fähig gewesen, denn sie waren damals die Einzigen, die sich des hülflosen, armen Waisenknaben angenommen hatten, ohne jemals Ersatz für alle Opfer und Mühen erhoffen zu dürfen. Sie haben mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, haben die Liebe zu meinem gegenwärtigen Berufe angefacht".

„Sie lieben Ihren Beruf?" fragte Herr Goldstein.

„Ich hänge an ihm mit allen Fasern meines Herzens", erwiderte Hochfeld begeistert.

„Ein schwerer, dornenvoller, aber auch edler Beruf!" schaltete Herr Goldstein ein.

„Sie haben wohl Recht", entgegnete Hochfeld, „auf der einen Seite begegnet man einer ungerechtfertigten Verkennung, einer Mißachtung, auf der anderen Seite bieten sich dar: hochgeschrobener Ansprüche, hohe Verantwortung und kärglicher Lohn für alle Mühen."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, lieber Freund", sprach hierauf Herr Goldstein, „ich habe immer mit Unwillen gesehen, wie man dem Lehrer, dem Bildner unserer Jugend, die Stellung in der Gesellschaft verweigert, die ihm in Ansehung seiner eigenen Bildung und seines hohen Berufes mit vollem Rechte gebührt. Will man von ihm dir treue Erfüllung seiner Berufspflichten, so versage man ihm aber auch nicht die ihm zustehenden Rechte. Herzens- und Geistesbildung sind in meinen Augen große, kostbare Schätze und wiegen ein Vermögen auf. Mir ist ein mittelloser, gebildeter Mann bei weitem lieber als ein reicher Narr, ein eingebildeter Geldprotze, der sich aus seinen Goldstücken eine ziemlich wackelige Leiter gebaut, mittels der er dorthin gelangt, wo er eben jetzt sich befindet. Schmelzen diese Goldstücke vor den Strahlen eines heißen Geschickes, so ist augenblicklich die Leiter dahin, die ihn bis jetzt gestützt, und er stürzt aus der schwindeligen Höhe jäh in ein Nichts zurück!" Wie wohlthätig berührten Hochfeld diese Worte aus dem Munde eines Mannes, der selbst mit Glücksgütern reich gesegnet war! —

In dieser Weise unterhielt man sich noch eine längere Weile. Dann verabschiedete sich Hochfeld, um zur Ruhe zu gehen. Er betrat sein Zimmer. Es war ein stiller, mondheller Septemberabend. Lächelnd schaute ihn der Mond durchs Fenster an. Er öffnete dasselbe, um von der noch milden Herbstluft seine heiße Stirne umfächeln zu lassen.

Noch ganz überwältigt war er von all der Liebe, die er in diesem Hause schon gefunden. Solch ein Leben war ihm bis heute fremd geblieben. Ueberall hatte es ihn bisher eisig angeweht; fremd war er selbst im eigenen Hause gewesen.

Er gedachte des herzlichen Grußes, der ihm beim Betreten der Hütte seitens der Mutter wie auch der Tochter entgegengebracht worden. Sein geistiges Auge schweifte nochmals über all die Herrlichkeiten, die die Hütte schmückten. Da blieb es an einem Gegenstande haften, der sein Auge schon einmal gefesselt hatte und, wenn auch nur flüchtig, seltsame Gedanken in ihm hatte aufsteigen lassen, denen Ausdruck zu geben, er bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte. —

Das Gebetbuch! — War es nicht demjenigen, das er besaß, zum Verwechseln ähnlich? Sollte es noch mehr Exemplare solcher alten Bücher geben? Diese Fragen drängten sich ihm auf, und bald wollte er Gelegenheit nehmen, sich darüber Auskunft zu verschaffen.

Mit diesem Vorsatze legte sich Hochfeld zur Ruhe. Süße Träume zauberten ihm wieder liebliche Bilder vor die Seele und verließen ihn erst, als er am anderen Morgen erwachte. (Fortsetzung folgt.)

Berthold Auerbach's Mutter.

Von S. Rothschild-Worms.

Im Jahre 1881 feierten der Großherzog und die Großherzogin von Baden das Fest der silbernen Hochzeit. Unter anderen sinnigen Gaben sollte dem Großherzoglichen Paare eine Schrift überreicht werden, welche nur Beiträge von badischen Schriftstellern enthalten sollte, oder von solchen, die dem großherzoglichen Hofe nahestanden. Zu Letzteren gehörte in erster Linie Berthold Auerbach, der sich, wie aus seinen Briefen an Jakob Auerbach hervorgeht, mit allerlei Plänen für diese Schrift trug, schließlich aber alle fallen ließ und sich zu nachstehender literarischen Gabe entschloß, welche, da das Werk nicht im Buchhandel erschien, nur Wenigen bekannt wurde und die ich zu des Dichters Todestage allgemeiner bekannt machen möchte.

Geschichten meiner Mutter.

Wenn mir bei echtem Menschen wohl und heimisch ist, erzähle ich gern von meiner Mutter, und so meine ich, ich dürfte auch dem herzlich verehrten großherzoglichen Paare zu seinem Ehrentage davon erzählen.

Mein Vater starb 1840, meine Mutter 1852. Wir waren elf Geschwister sechs Schwestern und fünf Brüder. Meine Mutter hat von uns allen Enkel erlebt.

Als wir Geschwister noch alle zu Hause waren, gab es natürlich auch Reibereien und Streitigkeiten unter uns, und da erzählte die Mutter gerne eine Geschichte.

Sie hatte in ihrer Jugendzeit viel im Hause des Rabbi Jehuda gelebt, der neben meinem großelterlichen Hause, dem Gasthofe zum Ochsen, in Nordstetten wohnte. Wenn meine Mutter den Namen des Rabbi nannte, verbeugte

sie sich stets ehrfurchtsvoll und sagte die üblichen hebräischen Worte, die in deutscher Sprache lauten: „Das Andenken des Frommen sei gesegnet.“ Wenn wir Geschwister also in Streit geraten waren, sagte sie: „Kinder, laßt Euch erzählen, was ich von Rabbi Jehuda, gesegnet sei sein Andenken, gehört habe.“

Aber auf dem Grund und Boden der Geschwisterliebe ist der heilige Tempel zu Jerusalem erbaut worden.

Als König Salomo den Tempel bauen wollte, lag er eines Nachts unruhig in seinem Bette und konnte nicht schlafen, denn er wußte nicht, wohin er den Tempel bauen sollte. Da rief ihm eine Stimme vom Himmel zu: „Steh auf und geh hinauf auf den Berg Zion, da ist der Boden. Dort haben zwei Brüder zwei Äcker neben einander; der eine Bruder ist reich und hat viele Kinder, der andere Bruder ist arm und hat keine Kinder. Sie haben heute am Tage geerntet und Garben gebunden und jetzt in der Nacht steht der arme Bruder am untern Ende seines Ackers und denkt: mein Bruder ist zwar reich, aber er hat so viele Kinder, ich will ihm von meinen Garben geben.

Der reiche Bruder steht am oberen Ende seines Ackers und denkt: Ich habe zwar viele Kinder, aber mein Bruder ist so arm, ich will ihm von meinen Garben geben.

Geh hinaus und Du wirst sehen.

König Salomo ging hinaus, und da sah er, wie der eine Bruder am oberen Ende Garben herüber schob und der andere Bruder am unteren Ende Garben hinüber schob.

König Salomo hat die Äcker erworben und darauf den Tempel erbaut.

Kinder, merkt euch das: Auf Grund und Boden der Geschwisterliebe ist der Tempel Zion erbaut worden.

* * *

Mein jüngster Bruder Julius war als Arzt nach Amerika ausgewandert. Er schrieb der Mutter oft, er werde ihr etwas schicken. Da er das Versprechen oft wiederholte, schrieb ihm die Mutter einen Brief. (Sie konnte nicht in deutscher Schrift schreiben, sie schrieb deutsch mit hebräischen Buchstaben.

Der Brief lautete ungefähr:

Lieber Sohn Julius! Du schreibst mir, daß Du mir was schicken willst. Ich will Dir ein Raatsel (so nannte sie eine Parabel) erzählen:

Es war einmal ein König, der ging mit seinem Hofstaat auf die Jagd. Auf einem Berge ließ er sich eine Mahlzeit herrichten, und da sah er einen Hirten im Thal bei seiner Heerde. Der König schickte einen Hofbedienten zu dem Hirten, er solle kommen und mit dem König speisen. Der Hirte ließ sagen, er bedanke sich recht schön, könne aber heut nicht kommen, denn er habe heute Fasttag. Da schickte der König wieder und ließ sagen, er solle

heute essen und morgen fasten, und da ließ der Hirte sagen, der König soll mir als gewiß versprechen, daß ich morgen noch leben werde.

Deine getreue Mutter Edel.

* * *

Eine wundersame Geschichte, deren Ursache die Mutter war, hat sie nicht mehr erlebt, aber sie mag doch erzählt werden;

Ein Brudersohn der Mutter, der das Metzgerhandwerk bei seinem Vater erlernt hatte, war nach Amerika ausgewandert und seit vielen Jahren verschollen. Eines Tages aber erschien er im Dorfe und bewies, daß er so wohlhabend als wohlthätig sei.

Der Vetter war ein kräftiger Mann. Er sprach sehr wenig und hatte eine Art spanisch-vornehme Haltung, denn er kam aus dem spanischen Amerika, er wollte die Heimat noch einmal sehen und sie auch seiner Frau zeigen. Diese war eine dunkelfarbige Kreolin von schwachem Körperbau, und wenn der Vetter ihr sagte: „Manuela, dieser Mann, diese Frau ist so und so mit mir verwandt," dann umarmte und küßte Manuela den Vorgestellten und weinte dazu, indem sie anzeigte, daß sie leider keine andere Sprache als spanisch verstehe.

Eines Tages sagte mir der Vetter: „Ja, es ist mir gewiß hart, daß ich meine Eltern nicht mehr am Leben gefunden habe, aber fast ebenso hart ist es mir, daß deine Mutter nicht mehr lebt, denn ihr verdanke ich mein Schicksal. Du weißt, mein Vater war der Bruder deiner Mutter, und als ich zur Auswanderung gerüstet von Eltern und Geschwistern begleitet an deinem Elternhaus vorüberkam und deiner Mutter lebewohl sagen wollte, rief sie mich ins Haus, legte mir mit einem Segensspruch die Hand auf den Kopf; dann gab sie mir etwas in Papier Gewickeltes und Versiegeltes und sagte: „Heb' das gut auf, öffne es nicht, sondern gieb es da, wo du bleiben willst, dem ersten Armen, der dir begegnet und dich um eine Gabe anspricht. Beobachte das fest, und es wird dir gut gehen."

Unterwegs erklärte der Lehrer, der mich auch begleitete, daß diese Mitgabe eine alte Sitte sei, die ebenso fein gefühlt als klug ausgedacht ist; denn wer eine Gabe bei sich trägt, die zur Wohlthat bestimmt ist, wird damit ein Sendbote des Guten, und die bösen Mächte haben keine Gewalt über ihn.

Ich vergaß natürlich bald dies wie anderes. Ich kam in die neue Welt. Es ging mir schlecht. Ich ließ mich als Soldat in Mexiko anwerben; wollte ich aber erzählen, was ich erlebt habe, ich würde in Tagen nicht fertig. Ich desertierte mit vier andern Deutschen. Wir bemächtigten uns eines Kanoe und fuhren einen Strom hinunter — ich weiß den Namen nicht; — aber das Boot schlug um, wir stürzten alle ins Wasser. Was aus

meinen Kameraden geworden ist, weiß ich nicht; ich rettete mich ans Land, wanderte Tage lang in tiefem Elend durch die Wälder, kniete vor den Hütten der Wilden nieder und legte beide Hände zusammen; ich erhielt Speise und Trank. Ich kam ans Meer und verdingte mich als Schiffskoch. Ich kam nach Buenos-Ayres, ich fand keine Arbeit, verzweifelnd ging ich durch die Straßen; da sprach mich ein Bettler um eine Gabe an, und jetzt, jetzt fiel mir die Mitgabe deiner Mutter ein; ich fand sie noch und behändigte sie dem Bettler. Plötzlich entstand ein großer Auflauf, der Bettler zeigte den Umstehenden, was ich ihm geschenkt, es war ein Vierteldukaten. Er brachte mir das Geld wieder, ich hätte mich wohl geirrt, ich verneinte. Ein mit zwei stattlichen Pferden bespannter Wagen fuhr heran. Im Wagen saß ein vornehm aussehender Mann. Er stieg aus und fragte, was da vorgehe und ich erzählte ihm alles; er fand es ehrenhaft, daß ich in meiner Not die Mitgabe nicht für mich verwendet habe, und als ich ihm auf seine Frage erklärte, daß ich als Koch einen Dienst gesucht habe, eigentlich aber das Metzgerhandwerk gelernt hätte, lächelte er und sagte, da käme ich an den rechten Mann. Er selber war der Besitzer des größten Schlachthauses, und wenn ich dir sagen würde, wie viel Ochsen und Rinder und Schafe täglich da geschlachtet werden würdest du es für Prahlerei halten. Kurzum, der Mann nimmt mich in sein Haus, und Manuela ist seine Tochter, ich wurde der Schwiegersohn.

Nun denke dir die Freude deiner Mutter, wenn ich ihr das alles hätte erzählen können! Ja, daß meine Eltern tot sind, ist hart, aber daß deine Mutter tot ist, ist es mir nicht minder.

Ein Land ohne Regen.

Hätte ich gewußt, daß dir, freundlicher Leser, letzten Sommer über so manche Landpartie durch das böse Regenwetter verdorben würde, ich hätte dich längst im Geiste wenigstens in ein Land mit ewig heiterem Himmel geführt. Nicht an eine glühende Sandwüste mußt du denken, nein! — An ein üppiges Saatland mit herrlichen Palmwäldern und Fruchtbäumen. Heute finden sich dort zahlreiche Städte und volkreiche Ortschaften. Ruinen schöner Bauwerke, uralte Tempel und Grabkammern erzählen mit rätselhaften Inschriften von der großen Vergangenheit dieses Landes — ohne Regen. In alten Zeiten war es die Kornkammer der Welt. So konnte einstmal der biblische Josef seinen Brüdern es mit Gutem vergelten, daß sie ihn als Knaben dahin als Sclaven verkauft hatten!

Egypten — du hast den Namen längst richtig erraten — ist ein von Süden nach Norden verlaufendes Thal, beiderseits von niedrigen Höhen begrenzt. Es ist etwa 20 000 km² groß und 24—56 km breit. Nur im Norden in der Nähe des Mitttelmeeres fällt bisweilen ein Regen, im Innern läßt die große Hitze den Wasserdunst nicht zum Niederschlag gelangen oder

Luftströmungen führen ihn als feinen Nebel nach kälteren Gegenden. Egypten wird seiner ganzen Länge nach von einem der größten Ströme der Erde durchzogen — vom Nile. Dieser Fluß verdankt sein Wasser dem Gebirgslande des innern Afrika. Im Hochgebirge giebt es auch in den heißesten Ländern der Erde große Schnee- und Eisfelder, reichlichen Regen. Da finden sich tausende von Quellen, Bächlein, Flüsse und Ströme, kleine und große Bergseen wie in den Alpen, nur großartiger. Den Abfluß dieser Bergwässer bildet eben der Nil, der zur Zeit der tropischen Regen anschwillt und Egypten — überschwemmt.

Denke dabei nicht an die Verheerungen mancher Wildbäche durch Wolkenbrüche veranlaßt. Der Wasserstand des Nil steigt langsam vom Mai bis zum October, tritt dann über die Ufer und im Herbste gleicht Egypten einem großen See, Ortschaften, von Dämmen geschützt, Palmen und andere Fruchtbäume ragen aus dem Wasser empor. Auf Kähnen und mit Dämmen wird der Verkehr vermittelt.

Haben die Fluten sich verlaufen, so trocknet der Boden rasch ab, das Wasser ließ einen fruchtbaren Schlamm zurück, und nun wird angebaut. Eine 2—3malige Ernte im Jahre ist Regel. In mittleren Jahren giebt 1 hl Weizen 12—15 hl, 1 hl Gerste 14—16 hl Ertrag und so in ähnlichem Verhältnisse die andern Früchte.

Weißt du, lieber Leser, jetzt, was die Bewässerung für ein Land bedeutet? — So hat einmal in Oesterreich durch zweckmäßige Bewässerung Maria Theresia eine Steinwüste in fruchtbares Culturland verwandeln lassen. Kommst du einmal an „Theresienfeld“ bei Wiener-Neustadt vorüber etwa nach Wien und siehst du dort das schöne Denkmal dieser erhabenen Fürstin — so denke daheim ein wenig nach, ob du nicht in deinem Gärtchen ein Stückchen Erde findest, das durch Bewässerung oder sorgsame Pflege ein — Theresienfeld im kleinen werden könnte.

An den Onkel und die Tante.

Auch ich will heute an Euch schreiben,
Und meinen Dank in Verse kleiden;
Ich kann zwar noch nicht gut dichten,
Und mache auch noch schlechte Geschichten;
Doch ich komme darauf zurück:
Meinen herzlichsten Dank für das Zehnmarkstück.

Meine Freude könnt Ihr Euch wohl denken,
Ich möchte Euch wohl auch etwas schenken,
Aber ich bin dazu noch zu klein,
Und etwas Ordentliches muß es doch sein.
So grüß' ich Euch viel tausendmal
Und send' Euch Küsse ohne Zahl.

H. K. in C., 10 Jahre alt.





Wer errät's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in No. 15

I. Quadraträtsel.

R	o	s	e	— Rose
O	m	a	n	— Oman
S	a	a	t	— Saat
E	n	t	e	— Ente
— Rose	— Oman	— Saat	— Ente	

II. Silbenrätsel.

Sachsen, Citrone, Harfe, Ismal, Leipzig, Lippe, Erle, Rügen, = Schiller.

III. Rätselhafte Inschrift.

Mit einem Streiche fällt keine Eiche.

IV. Wand, Band, Sand, Hand, Rand, Land.

Rätsel:

I. Silbenrätsel.

a be ber da dolf e el feld ger i le leip man mu na on po sa ser ti we zig.

Aus diesen 22 Silben sind 11 Wörter zu bilden, die bezeichnen: 1) Deutschen Fluß 2) männl. Vornamen 3) Stammmutter 4) Stadt in Sachsen 5) Deutschen Strom 6) französ. Kaiser 7) Prophet 8) Raubtier 9) deutsche Stadt 10) weibl. Vorname 11) syrischen Feldherrn.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines kaiserlichen Feldherrn im 30jährigen Kriege.

Einges. v. Max Binheim aus Stuttgart z. Z. Schwalenberg (Lippe.)

II. Reimrätsel.

Der Lahme geht mittelst einer —
Der Kahlkopf bedarf einer —
Ueber den Fluß führt eine —
In der Luft schwebt die lustige —
Was zerbrechlich ist, zerfällt in —
Schütz' Dich vor des Feindes —
Alles wende sich zu Deinem —

H.

III. Füllrätsel.

G . . . . t biblischer Name
J . . . i. König von Juda
D . . . . König
. . . e . weibl. Name
. . . . i König von Israel
. e . e . . . . Prophet

Die Anfangsbuchstaben der Wörter ergeben den Namen eines Richters.

Redaktion: E. Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.